



Die Turmspitzen des Regensburger Doms im Nebel

Foto: dpa

# Die Erschöpfung der Entrüsteten

**GASTBEITRAG** Hunderte Missbrauchsfälle bei den Regensburger Domspatzen aufzuarbeiten, halten manche im Bistum für überflüssig – Der öffentliche Druck darf jetzt nicht nachlassen

VON STEPHAN GOERTZ

Wenn zu verschiedenen Zeiten das Gleiche geschieht, muss es nicht dasselbe bedeuten. Als im Januar 2010 der damalige Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, der Jesuit Klaus Mertes, zahlreiche Vorfälle sexueller Gewalt an ehemaligen Schülern öffentlich macht – am Ende sind es rund 100 Meldungen – und daraufhin Woche für Woche an immer neuen Orten neue Fälle aufgedeckt werden, stürzt die katholische Kirche in die größte Vertrauenskrise der Nachkriegszeit. Ihr moralisches Kapital scheint unaufhaltsam und auf lange Zeit verloren zu gehen. Was nicht allein an den Missbrauchsfällen selbst liegt, sondern nicht weniger am zutage tretenden institutionellen Versagen im Umgang mit Tätern und Opfern.

Als Anfang Januar dieses Jahres der Rechtsanwalt Ulrich Weber in einem „Zwischenbericht“ von mindestens 231 Kindern spricht, die zwischen 1953 und 1992 bei den Regensburger Domspatzen Opfer von Prügelein oder sexuellem Missbrauch wurden, da sorgt dies zwar noch für ein überregionales Echo, aber für kein mit 2010 vergleichbares Maß an Berichterstattung und Empörung. Eine Stellungnahme des Bistums zu Webers Bericht steht auch nach Wochen aus.

Die inner- wie außerkirchliche Öffentlichkeit scheint des Themas „Kirche und sexueller Missbrauch“ überdrüssig geworden zu sein, die Bereitschaft zur moralischen Entrüstung erschöpft. Seit der Kölner Silvesternacht fokussiert sich die politische Debatte auf eine ganz andere Täter-Opfer-Konstellation. Adressat der Forderung, das uns heilig gewordene

Recht auf sexuelle Selbstbestimmung zu achten, ist nicht mehr die katholische Kirche, sondern die als fremd wahrgenommene muslimische Kultur. Im Vergleich dazu rückt das Interesse an Tätern in hiesigen sozialen Kontexten (Familien, Schulen, Sportvereine) in den Hintergrund. Oder erklärt sich die vergleichsweise matte Reaktion auf den massenhaften Missbrauch in Regensburg (die Zahl der Betroffenen wird auf 600 bis 700 geschätzt) mit einem so dramatischen Ansehensverlust der ka-

Die Reaktionen auf den Domspatzen-Skandal sind vergleichsweise matt

tholischen Kirche, dass ihre moralische Fallhöhe heute als verschwindend niedrig wahrgenommen wird? Das wäre für die Kirche tatsächlich eine dramatische Situation. Nicht ausschließen möchte ich eine dritte Deutung: Hat die katholische Kirche nach 2010 womöglich so viel in die Aufarbeitung und Präventionsarbeit investiert, dass zwar noch immer alte Fälle aufgedeckt werden, aber die Institution doch erkennbar aus den Fehlern und Verfehlungen der Vergangenheit gelernt hat?

Das Interesse, das sich momentan auf Regensburg richtet, hat mit besonderen Regensburger Reaktionen auf den Skandal des sexuellen Missbrauchs seit 2010 zu tun. Anders als andere deutsche Bischöfe, wie der Mainzer Kardinal Karl Lehmann, die schon bald um eine differenzierte kirchliche Selbstwahrnehmung bemüht waren und zur Umkehr mahnten, konnte man in Regensburg den Eindruck gewinnen, die Kirche sehe sich in erster Linie selbst in der Rolle eines Opfers – nämlich

von Medienkampagnen. Es wurde durch eine Äußerung des damaligen Bischofs Gerhard Ludwig Müller ein Streit über historische Vergleiche mit der antikerikalen Propaganda in der Nazizeit entfacht. Es war viel von Einzelfällen und wenig von systemischen Ursachen die Rede. Bereitwillig wurde die Verantwortung auf einen vermeintlich relativistischen und kirchenfeindlichen Zeitgeist abgeschoben.

Noch in diesen Tagen gibt es Stimmen aus dem Bistum, die eine erneute Aufarbeitung der Vergangenheit als unnötig und überflüssig bezeichnen. Eine für viele Opfer sicher kaum erträgliche Position, zumal es zu denken geben sollte, dass viele Fälle überhaupt erst nach der Einsetzung eines unabhängigen Ermittlers bekannt geworden sind. Zuvor hatten zahlreiche Opfer offenbar nicht genügend Vertrauen, sich direkt an das Bistum zu wenden.

Der Zwischenbericht ist für Regensburg auch deshalb brisant, weil die Ereignisse in die Zeit fallen, in der Georg Ratzinger Domkapellmeister der Domspatzen

war (1964 bis 1994). Auch wenn er nicht im Mittelpunkt des Skandals steht wie der langjährige Leiter der Domspatzen-Grundschule, der 1992 verstorbene Johann Meier, so hat Ulrich Weber doch die Frage aufgeworfen, in welchem Maße Ratzinger von welchen Übergriffen gewusst hat. Wobei wir nicht einfach von heutigen Verhältnissen auf die Vergangenheit zurück-schließen dürfen. Sexueller Missbrauch wurde von einer Mauer des (Ver-)Schweigens umgeben. Die Verlockung war groß, nichts Genaueres wissen zu wollen.

Es kann gegenwärtig keinen Schlussstrich geben. Misstrauen und auch nicht zu leugnende Resentiments fänden erneut eine Bestätigung. Ich gehe aber davon aus, dass die Mehrheit der deutschen Bischöfe ein eminentes Interesse daran hat, den Fall der Regensburger Domspatzen ohne Ansehen einstiger Verantwortungsträger mit aller Sorgfalt aufzuklären.

Die Glaubwürdigkeit der Kirche steht und fällt mit ihrem Dienst an den Menschen – gerade wenn es um die „Opfer ihrer eigenen „Pastoral“ (Pater Klaus Mertes) geht.

## Gespräche mit Opfern

In dieser Woche haben der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer und andere Bistumsvertreter erste formelle Gespräche mit Opfern des jahrzehntelangen Missbrauchs bei den „Domspatzen“ geführt. Der unabhängige Ermittler, Rechtsanwalt Ulrich Weber, hat dazu ein „Beratungskuratorium“ eingerichtet. Die bisher bekannten Opfer erhielten eine Art Entschädigung von 2500 Euro. Die Kirche übernimmt auch Therapiekosten. (jf, kna)



**Stephan Goertz**, geb. 1964, ist Professor für Moraltheologie an der Universität Mainz. Seit Bekanntwerden des Missbrauchsskandals in der deutschen katholischen Kirche 2010 weist er auf strukturelle Ursachen hin und spricht von Systemversagen.

Zur Reformdebatte in der Kirche erschien von ihm: „Wer bin ich, ihn zu verurteilen?“. Homosexualität und katholische Kirche, Freiburg 2015. (jf)

# Frankreich streitet über Salafisten-Film

**KINO** Viele beklagen fehlende Distanzierung

VON STEFAN BRÄNDLE

Die Besucher sind nicht unfroh, dass vor dem Kino „Les 3 Luxembourgs“ bewaffnete Polizisten zugegen sind. Auf dem Programm steht „Salafistes“, ein Dokumentarfilm des französischen Regisseurs François Margolin und des mauretanischen Journalisten Lemine Ould Salem. Letzterer schaffte es 2012 als einer von ganz wenigen, Bewohner und Islamisten der Scharia-Zone im Norden Malis zu filmen, bevor ihr die französische Armee ein Ende bereitete.

Der Film, der in einem Dutzend Kinos in Paris sowie in einigen weiteren Städten läuft, zeigt in 70 Minuten das Leben unter den „Barbus“ (Bärtigen). Religiöse Patrouillen setzen die Verschleierung der Frauen durch, ein Mann raucht in einem Versteck, ein Religionsrichter erzählt neben Gewehr

Der Regisseur zeigt die Realität unter der Islamistenherrschaft

und Koran von seiner Arbeit. Einzelne Szenen sind absolut unerträglich – wenn etwa ein Jugendlicher unter Peitschenschlägen zuckt und sich windet. Oder wenn ein gefesselter Dieb, dem in Gao die rechte Hand abgehackt, das heißt: amputiert werden soll, auf dem Stuhl in Ohnmacht fällt. Ein anderer Mann, der in Timbuktu schon das gleiche Schicksal erlitten hatte, zeigt seinen verbundenen Armstumpf und erzählt unter dem wachsamem Auge seiner Peiniger: „Sie haben mir versichert, dass sie für alles und auch die Medikamente aufkommen werden, bis ich wiederhergestellt bin.“ Das ist der Alltag im Gottesstaat.

Das Dokument der kurzlebigen Islamistenherrschaft enthält keinerlei Kommentar. Das wird ihm jetzt von vielen Seiten angekreidet. Am meisten Kritik üben die Pariser Medien daran, dass der Dokumentarfilm auch im Internet zirkulierende Horrorbilder aus der IS-Propaganda einstreut – so von „verurteilten“ Homosexuellen, die von einem hohen Gebäude in den Tod gestoßen werden. „Le Figaro“ wirft „Salafistes“ sogar vor, unfreiwillig den Terror zu verherrlichen, indem Scharia-Theoretiker wie Omar Ould Hamaha unwidersprochen zu Worte kommen.

Kulturministerin Fleur Pellerin erzwog sogar ein Verbot des Films. Schließlich untersagte sie „Salafistes“ für Zuschauer unter 18 Jah-

ren. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen „France Télévisions“ entzog dem Film zudem seine Unterstützung. Der Filmemacher Claude Lanzmann („Shoah“), ein Filmpartner Margolins, wandte sich darauf öffentlich gegen die „Zensur“ eines „Meisterwerks“.

Auch die Zeitung „Le Monde“ hält den Dokumentarfilm für „bedeutsam“. Er mache klar, dass sich der Dschihadismus keineswegs auf die IS-Milizen in Syrien und Irak oder die Taliban in Afghanistan beschränke, sondern auch in West- und Nordafrika auf dem Vormarsch sei. Das gelte sogar für Länder wie Mali, die bisher einen gemäßigten Islam pflegten.

Und es gilt letztlich auch für Frankreich, wo die Polizei laut einer Meldung vom Mittwoch 8200 Radikalislamisten registriert hat – doppelt so viele wie vor Jahresfrist. Diesen Umstand thematisiert ein 2014 gedrehter Spielfilm des Regisseurs Nicolas Boukhrief. Der Thriller mit dem bezeichnenden Titel „Made in France“ schildert, wie ein muslimischer Journalist versucht, sich in eine französische Salafistenszene einzuschmuggeln, um darüber einen Beitrag zu schreiben. Er gerät in eine Gang, die unter dem Einfluss eines Pakistan-Heimkehrers einen Terroranschlag auf den Champs-Élysées plant.

Der eher spannende als politische Film war schon vor den beiden großen Anschlagsserien von 2015 in Paris fertiggestellt. Ins Kino kam er bis heute nicht; nur per Video-on-Demand ist er seit einer Woche zu sehen. Nacheinander zogen mehrere Verleiher und Kinobetreiber ihre Zusage zurück, als die Anschläge auf die „Charlie Hebdo“-Redaktion und das Bataclan-Konzertlokal erfolgten. „Die Leute haben Angst“, erklärte einer gegenüber Pariser Medien.

Frankreich scheint vorerst nicht bereit zu sein, das Anschlagstrauma als Leinwandfiktion zu verarbeiten. Wobei die Fiktion von „Made in France“ durchaus verstörend ist. Ohne es zu sagen, geht aus dem Plot hervor, dass der in Syrien und Belgien geplante Terror undenkbar wäre ohne die „hausgemachten“ Probleme Frankreichs – dem Leben junger Banlieue-Bewohner zwischen Alkohol und Drogen, Porno und Kriminalität, Schulversagen und Arbeitslosigkeit. Halt findet es einzig im rigorosen Islam salafistischer Hinterzimmer-Moscheen. Und von dort driftet es erschreckend schnell in den mörderischen Terror ab.



studio visite

## Der falsche Ton – Momente voller Scham

Fachlich gut, psychologisch gelegentlich ungeschickt: Ärzte lassen es oft an Einfühlungsvermögen mangeln. Vera Lux, Pflegedirektorin Uniklinik Köln, sowie Dr. Bernd Sonntag und Dr. Frank Vitinius, Klinik für Psychosomatik und Psychotherapie, Uniklinik Köln, erklären, wie es Arzt und Patient besser machen können.

Moderation: Marie-Anne Schlolaut, Redakteurin Kölner Stadt-Anzeiger

Freitag, 19. Februar 2016, 19:00 Uhr (Einlass 18:00 Uhr)

studio dumont, Breite Str. 72, Köln

Eintritt: 12,55 Euro inkl. Vorverkaufsgebühren

10,55 Euro inkl. Vorverkaufsgebühren Sonderpreis ABOCARD

Tickets: Servicecenter (DuMont-Carré), Breite Straße 72, Köln, KölnTicket-Hotline 0221/2801, www.koelnticket.de

kölnTicket.de Tickethotline: 0221-2801

ABOCARD Tickets 0221/280 344 % abocard.de/tickets

studio dumont

Kölner Stadt-Anzeiger www.ksta.de

Haben Sie Fragen zum Abonnement des „Kölner Stadt-Anzeiger“? Rufen Sie an: 0221/925864-20